

# Kritik

## Die Unschärfen bleiben

*Ludger Heid: Oskar Cohn. Ein Sozialist und Zionist im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag 2002, 450 Seiten, 49,90 €.*

Der 1869 in Oberschlesien geborene Jude Oskar Cohn war nach einem mit Promotion abgeschlossenen Jurastudium als Rechtsanwalt in Berlin tätig, schloss sich in relativ fortgeschrittenem Alter, um 1900, der Sozialdemokratie an, gehörte ab 1909 der Berliner Stadtverordnetenversammlung an und trat ab 1912 für wenige Jahre ins Rampenlicht der politischen Öffentlichkeit des Deutschen Reiches. In diesem Jahr wurde er in den Reichstag gewählt, wo er sich während des Ersten Weltkrieges in die Parteiminderheit innerhalb der SPD-Reichstagsfraktion einreichte, die die Kriegskreditbewilligung ablehnte. Er wurde dadurch Mitbegründer der USPD, für die er dann 1919 in die Verfassunggebende Nationalversammlung in Weimar gewählt wurde. Von 1919 bis 1924 war er auch Abgeordneter der Preußischen Landesversammlung bzw. des Preußischen Landtages. Seit 1924 zog er sich völlig aus der Parteipolitik zurück und fungierte nur noch als Mitglied in jüdischen Selbstverwaltungskörperschaften. Nach seiner Emigration im Februar 1933 plante er eine Auswanderung nach Palästina, die durch seinen Tod im Oktober 1934 in Genf verhindert wurde. Eine zweifelhafte reichsweite Berühmtheit erlangte Oskar Cohn durch seine Annahme russischer Gelder zum „Vorwärtstreiben“ der Revolution vor dem 9. November 1918, ein Vorgang, der von den Erfindern der „Dolchstoßlegende“ weidlich ausgeschlachtet wurde.

Dieses dürre Handbuchwissen über Oskar Cohn versucht Ludger Heid in einer voluminösen, 450 Seiten (!) starken Biographie mit Leben zu erfüllen. Die Voraussetzungen dafür waren und sind denkbar schlecht, denn es gibt keinen Nachlass, es gebe so gut wie keine autobiographischen, ja überhaupt publizistischen Zeugnisse von Oskar Cohn, der als „Intellektueller durch und durch [...] so gut wie kein geschriebenes Wort hinterlassen“ habe (S. 10). Zur Analyse blieben „Reden, Reden und noch mehr Reden“ (S. 13). Oskar Cohn sei einer der häufigsten Parlamentsredner gewesen, alleine von 1912 bis 1914 verzeichne das Sprechregister des Reichstages 123 Wortmeldungen, von 1914 bis 1918 sei er sogar 264 Mal ans Rednerpult getreten. Dabei ist dem Verfasser offensichtlich entgangen, dass das Sprechregister des Reichstages seit 1905 kein Redenregister mehr ist, sondern ein Reden*inhalts*register, bei dem sich zahlreiche Einträge auf ein und dieselbe Rede beziehen können und es im Falle von Oskar Cohn auch tun. In Wirklichkeit hat Cohn 1912 bis 1914 nur 13 Reden und von 1914 bis 1918 ganze 35 Reden im Reichstag gehalten (einschließlich persönlicher Bemerkungen und Anträgen zur Geschäftsordnung). Es ist gerade angesichts der disparaten Quellenlage höchst verwunderlich, dass der Verfasser, obwohl er das Gegenteil suggeriert („Liest man Cohns Reichstagsreden aus einem Abstand von mehr als achtzig Jahren [...], S. 88), sich

nicht der „Mühe“ unterzogen hat, dieses im Umfang überschaubare Quellenkonvolut komplett auszuwerten. Das gilt übrigens auch für die Reden Cohns in der Nationalversammlung und im preußischen Parlament.

So stützt sich die vorliegende Studie zu einem nicht geringen Teil auf die Aussagen von Zeitzeugen, von Nachfahren, auf Nachrufe, auf zahlreiche Dokumente, die oft mit jahrzehntelangem Abstand und unter dem Eindruck der Judenverfolgung in Deutschland nach 1933 entstanden sind. Verständlicherweise überhöhen diese Quellen die Verfolgten, zu denen auch Oskar Cohn gehörte, in nicht immer gerechtfertigtem Umfang, so wenn dieser in einem Artikel aus dem Jahr 1940 als der einmal „meistbesprochene, meistgehaßte und meistgeliebte deutsche Politiker“ überbewertet wird (S. 8).

Diese Tendenz zur Überhöhung ist in der vorliegenden Biographie häufig anzutreffen. Sie fußt zum einen auf der bekennenden Sympathie des Verfassers für Oskar Cohn, die für sich genommen noch nicht negativ wäre, wenn sie Spielraum zur Kritik ließe und sich nicht ebenso uneingeschränkt auf die USPD übertragen hätte. Was deshalb an Bewertungen der Burgfriedenspolitik, der Novemberrevolution, des Rates der Volksbeauftragten, der handelnden Mehrheitssozialdemokraten und der Weimarer Nationalversammlung zu lesen ist, ist nicht nur undifferenziert, sondern oft ältestes Klischee (etwa S. 255, 269f. und 304). Das Fazit über die Revolution von 1918/19: „[...] eine einzige Enttäuschung, denn wirklich geändert hatte sich nichts“ (S. 272), vermag wohl kaum den Sturmlauf der nationalistischen Rechten gegen die Weimarer Republik zu erklären. Dass Oskar Cohn den späteren Totengräbern der ersten deutschen Demokratie mit seiner Annahme russischer Gelder (ob nur für Löhne und Gehälter der Bediensteten der russischen Botschaft, ob für Flugblätter oder doch für Waffenkäufe lässt sich anscheinend nicht abschließend klären) eine propagandistische Steilvorlage geliefert hatte, wird auch nicht dadurch in ihrer Wirkung weniger verhängnisvoll, dass Cohn sich öffentlich zu ihr bekannte, denn dies geschah nach der Offenlegung von sowjetrussischer Seite gezwungenermaßen und nicht mit „frappierender Offenheit“ (S. 233).

Erfährt man insgesamt wenig Neues über den Sozialdemokraten Oskar Cohn, so gilt dieses Urteil nicht für den Juden und Zionisten. Durch seinen Einsatz als Soldat an der Ostfront während des Ersten Weltkrieges kam er in Berührung mit den russisch-polnischen Juden, als deren Anwalt er sich fortan verstand, gerade auch der in Deutschland zugewanderten Ostjuden. Er sah sich als Angehöriger des jüdischen Volkes, dessen Minderheitenrechte er in der Verfassung der Weimarer Republik verankert sehen wollte. Mit dieser Position stieß er in erster Linie auf das Befremden des überwiegend liberalen und assimilierten deutschen Judentums, besonders als er von 1926 bis 1933 als Aushängeschild der kleinen sozialistisch-zionistischen „Poale Zion“ in der Repräsentantenversammlung der Berliner Jüdischen Gemeinde und in derjenigen des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Preußens fungierte. Cohn hatte sich damit als Vertreter jüdischer Interessen profiliert, aber war das Ende seiner politischen Laufbahn 1924, als er für die anstehenden preußischen Landtagswahlen auf einen aussichtslosen Listenplatz gesetzt wurde, wirklich „ein Kotau“ der SPD „gegenüber völkischen und antisemitischen Kräften“? Passt dies etwa zu der Tatsache, dass von 1921 bis 1933 Ernst Heilmann als Vorsitzender der SPD-Fraktion des Preußischen Landtags amtierte?

So bleibt vieles im Unklaren, nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage; für nicht wenige Ungereimtheiten und zahlreiche sachliche Fehler zeichnen aber der Verfasser allein bzw. das nicht sehr aufmerksame Lektorat des Campus-Verlages verantwortlich (Cohn sei von 1909 bis 1922 Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung gewesen lautet die Überschrift des diesbezüglichen Kapitels, bereits in der nächsten Zeile (!) wird die Zugehörigkeit mit den Jahren 1910 bis 1921 angegeben, S. 62, vier Seiten später heißt es, Cohn sei 1919 aus diesem Gremium ausgeschieden; zu seiner Wahl in den Reichstag ist zu lesen (S. 66), die SPD habe Cohn wiederholt in aussichtslosen Wahlkreisen kandidieren lassen, tatsächlich trat er 1912 im Wahlkreis Nordhausen erstmals an und wurde auch gleich gewählt; diese Liste ließe sich erheblich erweitern). Der Eingangsbemerkung Ludger Heids, es sei schwierig, von Oskar Cohn „scharf umrissene biographische Konturen“ zu zeichnen, ist nach der Lektüre seiner Biographie uneingeschränkt zuzustimmen: Die Unschärfen bleiben.

*Bernd Braun*

## Vernunft und Leidenschaft

*Hartmut Soell: Helmut Schmidt. Band 1: 1918–1969. Vernunft und Leidenschaft, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2003, 958 Seiten, 39,90 €.*

Hartmut Soell wird durch sein frühes Buch über Fritz Erler (1976) und seine Monographie über den jungen Herbert Wehner (1991) als Biograph geschätzt. Er ist nicht nur ein schriftstellernder Universitätsprofessor, wie es so manchen gibt, sondern hat darüber hinaus zwischen 1980 und 1994 als Bundestagsabgeordneter selbst praktisch-politisch gearbeitet. So besitzt er den Vorzug vor den meisten Biographen, sich mit gesteigerter Sachkenntnis und zugleich persönlicher Empathie dem Subjekt seines Buches nähern zu können: Helmut Schmidt 1918-1969. Und er hat auch den Mut, durch Erfahrung eine unverwundbare Materialfülle, fast möchte man meinen, domestizieren zu können.

Soell stellt den ersten Band seiner Schmidt-Biographie unter das Motto „Vernunft und Leidenschaft“. So lautet sowohl der Untertitel als auch der letzte Abschnitt. Vernunft bedeutet nach der klassischen Textur bei Thomas Mann Zivilisation und Geist; Leidenschaft steht für Kultur, Seele, Moral. Was bei und nach Thomas Mann noch als unvereinbar gilt, ist in der Person Helmut Schmidt gleichermaßen ‚unvereinbar vereint‘ zu finden. So kann das Bild des zweiten sozialdemokratischen deutschen Bundeskanzlers gezeichnet werden; das Bild des Erstgeborenen eines kleinbildungsbürgerlichen Aufsteigers (der, unehelich geboren, einen Vater jüdischer Herkunft hatte), des Marine-Hitlerjugend-Führers, des Flugabwehroffiziers, des kurzzeitig in Belgien Kriegsgefangenen, des Angehörigen der Nach-1945er Kriegs- und Aufbau-Generation, des Bundestagsabgeordneten mit den Arbeitsschwerpunkten Verkehrs-, Wehr-, Sicherheits- und Außenpolitik, des Innensensors von Hamburg und des Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion zur Zeit der Großen Koalition.

Eine Biographie im umfassenden Sinne kann das nicht sein, eine politische schon. Eine bloße Chronik, wie ein anderer Rezensent meinte, ist es bestimmt nicht. Das analytische